

Igiaba Scego: „Kassandra in Mogadischu“

Schreiben, um nationale Traumata zu verstehen

Von Sigrid Brinkmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 25.11.2024

Die in Rom geborene Afro-Italienerin Igiaba Scego befragt ihre aus Somalia emigrierte Familie zur jüngeren Geschichte des 1991 im Bürgerkrieg zerbrochenen Landes. Ihr autobiographisches Buch ist eine Liebeserklärung an die widerständige Mutter.

Somalia ist für die 1974 in Rom geborene Igiaba Scego das Land ihrer „inneren Imagination“. Als Kind verbrachte sie dort häufig die Sommerferien. In ihrem autobiographisch geprägten Buch „Kassandra in Mogadischu“ sucht Scego nach blinden Flecken der italienischen Kolonialzeit in Somalia und sie schreibt über die rohe Gewalt unter der prosowjetischen Diktatur Siad Barres.

Ihr Vater, einst Außenminister Somalias, floh 1970 nach Italien. Ihre Mutter musste, um ausreisen zu können, Kinder zurücklassen. Dass persönliche Dokumente abhandenkamen und das kollektive Gedächtnis der Somalier vorsätzlich ausgelöscht wurde, erschwerte das Vorhaben der Autorin erheblich.

Auslöschung des kollektiven Gedächtnisses

„Nationalarchive, Familienarchive. Die Alben unserer Familie. Das meines Vaters aus seiner Zeit als Bürgermeister, das von der Hochzeit meiner Eltern, vom Diplom meiner Geschwister, von meinem Neugeborenen gesicht. ALLES. Verschluckt. Verloren. Verscherbelt. ‚Die bewaffneten Banden haben draufgepisst‘.“

Igiaba Scego bleibt also nicht viel anderes übrig, als auf die Methode der Oral History zu vertrauen. Ihre wichtigsten Zeugen – Vater, Mutter und die zwischen Nairobi, Washington und Ottawa verstreut lebenden Geschwister – erinnern sich eher sprunghaft. Scego besteht nicht auf Kohärenz.

Weil der Wahrheitsgehalt der lückenhaften Schilderungen traumatischer Erlebnisse unbestimmt bleibt und Scegos „Grabungen“ keiner Chronologie folgen, nennt sie ihr Buch lieber Roman. Dass sie die Form eines Briefes „ohne Anfangs- und Endpunkte“ wählte, erscheint folgerichtig. Adressatin ist ihre Nichte Soraya Omar-Scego. Sie spielte 2009 im Kinofilm „Wüstenblume“ das somalische Model Waris Dirie.

Igiaba Scego

Kassandra in Mogadischu

Aus dem Italienischen von Verena von Koskull

S. Fischer Verlag

416 Seiten

26,00 Euro

Erzählen und schreiben: Widerstand gegen den „Jirro“

„Dieser Brief ist in ständigem Werden, eine Grundlage, um über uns nachzudenken. Als Familie. Als Diaspora. Um uns vom in uns tanzenden Jirro zu heilen. Ich heile meine Augen. Meinen Kopf. Meine Brust. Heile Hooyo. Und Hooyo heilt mich. Zusammen heilen wir dich. Die ihren Vater heilt. Der unseren anderen Bruder heilt. Der seine Frau heilt. In einer endlosen Reihe.“

„Hooyo“ ist das somalische Wort für Mutter und „Jirro“ – wortwörtlich „Krankheit“ – ein zentraler Begriff für Scegos Versuch, den Stress der durch Krieg und schwere Hungersnöte traumatisierten somalischen Gesellschaft zu erfassen.

„Jirro ist unser gebrochenes Herz. (...) Der Jirro hat uns niedergemacht, sicher. Bisweilen ausgeblutet. Entzweit. Geschlagen. Wir haben uns verloren. Als Frauen, als Männer, als Familie.“

Aus anekdotenhaften Geschichten formt Scego ein Erbe, das die Nichte – mithin deren Generation – bewahren und ihrerseits tradieren soll. Dass die junge Frau mit süßlichen Zärtlichkeitsbekundungen überhäuft wird, hemmt den Erzählfluss ein wenig, aber Langsamkeit gehört zum Prinzip der Autorin. In vertraulichem Ton arbeitet Scego sich allmählich zur Kernszene ihres Buches vor.

Als sie 1990/91 auf einer Silvesterparty „wie mit verstümmelten Füßen“ tanzte, spürte sie, kassandragleich, dass Siad Barres totalitäres Regime bald stürzen würde. Scegos grundlos optimistische Mutter war fatalerweise kurz zuvor nach Mogadischu geflogen. Zwei qualvolle Jahre lang blieb die Familie in Rom ohne verlässliches Lebenszeichen von ihr. Dafür, dass Mitglieder ihrer Familie Unheil vorhersehen und den Vorahnungen dennoch misstrauen, findet Scego diese Erklärung.

„Als würde uns die allzu brutale Realität plötzlich blind machen.“

Liebeserklärung an die widerständige Mutter

„Kassandra in Mogadischu“ ist eine Liebeserklärung an die widerständige Mutter, die nicht über ihre Odyssee durch ein zerfallendes Land reden will. Dass sie, die in einer Familie nomadischer Kamelhüter aufgewachsen war, lesen und schreiben gelernt hatte, erfuhr die Autorin tatsächlich erst bei der Arbeit am vorliegenden Buch. Schläge im Klassenraum – so berichtete die alte Frau – hätten bewirkt, dass das Alphabet in ihrem Kopf „verpuffte“.

Die Wärme, mit der die umfassend gebildete Tochter das Unvermögen der Mutter auffängt, mehr als eine Seite zu buchstabieren, basiert auf der demütigen Einsicht, dass wir „im Grunde alle von Wissen und Ignoranz durchdrungen“ sind.

„Sie hat lediglich eine andere Kenntnis der Welt. Sie kennt Heilkräuter und weiß, wie man den Dromedaren Schlaflieder ins Ohr flüstert. Sie kann das Wetter am Himmel ablesen. Sie riecht den Regen. Sie kann ein Feuer machen. (...) Kannst du eine Ziege melken? Ich nicht. Vielleicht bringt Hooyo es uns eines Tages bei.“

Sanft, aber nachdrücklich wirbt Igiaba Scego für Empathie mit den Bewohnern eines Landes, das Anfang der 1990er Jahre von der Landkarte der internationalen Diplomatie verschwand und seither als „gescheiterter Staat“ gilt. Und es berührt, zu lesen, wie sehr sie sich an Schriftzeichen und Papier klammert, um „den Sinn von allem wiederzufinden“.

„Die geteilte Schönheit. Die gerettete Erinnerung. Die Geschichten, gebannt auf einer empfindlichen Unterlage, die (...) zäher ist als der menschliche Wahnsinn.“